Blätter
für
Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Mittwoch den 4. September 1839.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.) № 71.

Die Hand des Herrn.

Erzählung von Charlotte Birch-Pfeifer.

(Fortsetzung.)

Heinrich war bleich geworden wie eine Leiche, sein Blick hing an dem gebrochenen Auge des Hundes, und flog nur zuweilen nach der Alten hinüber, in deren Zügen er die Gewißheit seines Argwohnes las. Rose sah mit gefalteten Händen vor sich nieder, sie wagte nicht ihren Mann, nicht die Base anzusehen, denn sie zitterte, in Beider Gesicht die Bestätigung dessen zu lesen, was auch ihr durch's Herz schnitt. — Die Kinder kauerten am Boden und weinten bitterlich, und riefen den treuen Nero mit süßen Namen, der aber hörte nicht mehr, er hatte überstanden.

Die Mühlknechte mochten nicht essen, es war todtenstill geworden, denn Alle sahen das Ungewitter, das sich auf der Stirne des Müllers zusammenzog. Der schwieg auch heute, wie es seine Art war, er nahm mit Xaver den Hund und trug ihn hinaus, und kam nicht wieder zum Tisch.

„Base," flüsterte Rose ihr in's Ohr, als die Knechte so schweigend da saßen, „wenn Sie das gethan hätte, es wäre schändlich!"

„Ha, ha," lachte die Alte, „das wäre ein großes Unglück, wenn ich dem Beest hingeholfen hätte. Willst Du Deinen Mann wieder jagen und herumlungern sehen?"

Rose warf Messer und Gabel hin, und wollte eben aus der Thüre, als Heinrich eintrat.

„Kathrine," donnerte er die Alte an, „schnüre Sie Ihr Bündel, in zwei Stunden komme ich heim, und finde ich Sie noch, so fliegt Sie aus dem Fenster; ich mag keine Giftmischerin um mich, bebe Sie sich von hinnen."

„Das leidest Du?" schrie die Alte, kirschbraun vor Zorn, Rosen zu; diese aber antwortete nicht, sie floh in ihre Kammer und weinte. — Als Heinrich fort war, und die Alte mit beweglichen Worten Abschied nahm, und gute Saiten aufzog, ihre Unschuld betheuerte, und schwur, der Nero sey ohne ihren Willen zu dem vergifteten Fleisch gekommen, da weinte sie noch mehr, denn sie sah wohl ein, daß Heinrich das nie glauben werde, und daß dies nun ein unheilbarer Bruch sey. Sie wagte auch nicht, den Abzug der Base zu verhindern, denn sie hatte auf Heinrichs Stirne zu furchtbaren Ernst gelesen, um ihm diesmal Trotz zu bieten, und so zog denn die Unheilstifterin in's Dorf hinab, mit frohem Lächeln, denn sie wußte sehr wohl, daß sie ja doch Glück und Friede für immer verjagt habe, und ihrem Ziele gerade jetzt näher stehe, als jemals.

Heinrich sprach kein Wort zu Rosen über den Tod des Hundes, aber er schien auch ihre Thränen, die der abwesenden Base reichlich flossen, nicht zu bemerken. — Der Name der Alten wurde im Hause nicht genannt, und liefen die Kleinen des Nachmittags nach dem Dorfe hinunter, wo sie von Kathrinen gar schmackhaft bewirthet wurden mit Obst und Kuchen, so wußte der Vater nichts, er war in der Mühle, und kam er heim, so schwiegen die Kleinen mausestill; denn die thörichte Mutter hatte ihnen streng verboten, davon zu sprechen, und machte so die unschuldigen Seelen zu Heuchlern, ohne daß sie selbst es wußten. Auch sie saß heimlich Stunden lang bei Kathrinen, und brachte dann die Wirkung dieser Besuche im erbitterten Herzen mit heim, so daß Heinrich keine frohe Stunde mehr hatte. Als sie aber nach mehrern Wochen anfing, dem stillen Vorwurf ihrer Thränen Worte zu geben, als sie begann, von unversöhnlichen Männern, von lieblosen Gatten und dergleichen mehr zu sprechen, da sagte ihr der Müller ruhig: „Rose, bemühe Dich nicht, so lange ich unter diesem Dache wohne, zieht der Drache nicht wieder ein!" — Und damit war's abgethan; sie schwieg im finstern Groll, Heinrich schwieg auch, und so rückten die Herzen mehr und mehr von einander.

Heinrich nahm jetzt zuweilen wieder einen Stutzen zur Hand, und zog auch wohl ein paar Stunden im Wald umher, aber er mochte kein Wild mehr erlegen; lief ihm ein Reh vor den Schuß, so dachte er: „Glückliches Thier, soll ich die Spanne Zeit kürzen, deren du dich so innig freuest!" und die Hand sank ihm vom gespannten Hahne; er sah dem fliehenden Thiere nach, wie es über den Rosen entschwebend, sich in die blaue Ferne verlor, und seufzte: „Wer auch frei wäre, wie du!" —

Eines Morgens trat ihn in der Mühle der Xaver an, mit rothen Augen, drehte die Mütze verlegen zwischen den Fingern, öffnete dreimal den Mund, und schloß ihn wieder, ohne die Anrede finden zu können.

„Was gibt's, Junge?" fragte Heinrich verwundert, denn Xaver war ein harter Bursche, und Thränen in seinen Augen etwas so Seltenes, daß der Müller darob erschrack.

„Herr," brachte Xaver endlich hervor, „ich habe Euch etwas zu sagen, Ihr müßt mir aber versprechen, daß Ihr es vor Eurem Weibe geheim haltet, sonst thue ich lieber den Mund gar nicht auf."

„Kennst Du mich als einen Schwätzer?" fragte Heinrich finster, „rede immerhin, die Rose soll's nicht inne werden, wenn es für sie nicht taugt."

„Ihr wißt," sprach jetzt Xaver, sichtlich erleichtert, „die Base haßte von jeher den Anton, und wen die haßt, den mag auch Frau Rose nicht, weil nun einmal das Unglück will, daß sie blind thut, was der Kathrine gefällt. Ihr wißt, dem Anton hing stets das Herz an Euch; ob er auch ferne war, so dachte er doch immer an Euer Hauskreuz, und das nagte ihm am Leben, denn er liebt Euch, wie einen Sohn, nun, wie wir Alle Euch lieben. Da hatte nun vorgestern der Teufel sein Spiel, als er im Wald einen ungeheuren Eichenklotz aufladen hilft, den der Steinmüller noch vor Nacht in der Mühle haben will, daß der eine Hebel bricht; der Klotz stürzt zurück, und schlägt dem Alten beide Beine ab."

„Um Gottes Erbarmen willen!“ schrie Heinrich. Der ehrliche Xaver konnte kaum weiter sprechen, es krampfte ihm die Halsmuskeln zusammen, aber er schluckte die Thränen hinab und sagte:

„Im Waldhüterhäuschen bei Erbach liegt er, man konnte ihn nicht weiter bringen, er ist standhaft, wie er es all' sein Lebtag war, aber sein Herz verlangt nach Euch. Vor einer Stunde kam der Oberknecht vom Steinmüller, und richtete mir aus, wie es ihm der Anton befohlen; Ihr sollet heimlich zu ihm kommen, ohne Eurem Weibe etwas zu sagen, er müßte mit Euch reden, sonst könne er nicht im Frieden sterben.“

Heinrich hörte fast die letzten Worte nicht mehr, war schon auf dem Wege nach dem Hause, seine Kniee zitterten, sein Bewußtseyn sagte ihm: Wäre der Anton bei Dir geblieben, wo er keine der schweren Arbeiten zu verrichten hatte, so hätte ihn das Unglück nicht betroffen, das ihm vielleicht das Leben kostet, und wer hat ihn dann getödtet?

Er kam athemlos heim, Rose war nicht da, auch die Kinder nicht, im Hause fand er die Magd, welche das Mittagsmahl bereitete. Auf seine Frage: „Wo ist mein Weib?“ antwortete diese verlegen: „Ich glaube bei der Base.“ — „Die Kinder auch?“ — „Die nimmt sie immer mit!“ — „Sie geht also wohl alle Tage, wenn ich auf der Mühle bin, hinunter in's Dorf?“ — „Nicht alle Tage, aber wenn das Wetter gut ist, oder wenn Ihr im Walde seyd.“ — „So,“ sagte Heinrich gedehnt, „es ist gut; wenn sie heim kommt, kannst Du ihr sagen, zu Mittag käme ich nicht die Leute sollten essen, ich käme vielleicht nicht vor Nacht.“

Damit ging er nach dem Wandschrank, nahm Geld heraus, packte dann Mundvorrath in die Jagdtasche, holte ein paar Flaschen alten Rheinwein, den er noch von der seligen Mutter her aufbewahrte, und trat seinen Weg an.

Die drei Stunden nach Erbach waren bald gemacht, das Hüterhäuschen lag noch eine halbe Stunde weiter hinaus. — Mit bebendem Herzen trat er in die elende Kammer, an das Schmerzenslager des armen Anton; der lag da, allein, mit erloschenen Augen, in denen ein matter Funke aufflammte, als Heinrich eintrat. Er streckte ihm die glühende, vom Fieber zitternde Hand entgegen, und stammelte: „Ich wußte es wohl, Heinrich, daß Du kommen würdest.“

„Anton, um Gotteswillen, was ist's mit Dir,“ schrie Heinrich, seine Manneskraft sammelnd, denn der Anblick bohrte ihm in's Herz, „da liegst Du in Deinem Leiden, kein Doktor, keine Hülfe, Niemand, der Dich pflegt!“

„Der Steinmüller hat mir den Lehrburschen zur Pflege und auch einen Doktor geschickt,“ unterbrach ihn Anton, „ich bin nicht verlassen; aber der Hüter ist im Wald, den Burschen schickte ich nach einer Flasche Wein und den Doktor zum Teufel, und so geschieht's, daß Du mich so allein findest.“

Heinrich zog den Rheinwein hervor, goß ihm ein Glas ein, rückte sich einen Schemel zum Bette, und sah mit blutendem Herzen dem Alten zu, wie er mit Entzücken das Glas ausschlürfte; seine Lippen zitterten, die Zunge hatte am Gaumen geklebt!

„Welch' eine Labung,“ seufzte er, „wie habe ich mich nach einen Tropfen Stärkung gesehnt, denn ich fürchtete, es werde aus seyn, ehe Du kommst!“

„Rede nicht vom Tode,“ rief Heinrich, „Du bist ein starker Mann, Du kannst geheilt werden.“

„Das sagte der Doktor auch, den ich fortschickte,“ lächelte Anton, „ich aber meine anders. Ich bin sechsundsechzig Jahre alt, und der Mann will mir beide Beine abnehmen; nun frage ich Dich, werde ich noch weit laufen ohne Beine? Was soll ich überhaupt noch da? Ich bin einmal ein alter Mühlknappe, in meiner Jugend war ich ein lustiges Blut, und wirthschaftete mit Geld wie mit Spreu, ich sah es ja gleich, ich würde ewig Knecht bleiben, denn zu einer Mühle hätt's ja nie gereicht. — In Deinem Hause ging mir's wohl, viele Jahre lang; seit ich von Dir fort bin, freut mich ohnedem das Leben nicht, was soll ich mich nun von dem Doktor martern lassen, um als ein elender Krüppel zu betteln! da springe ich lieber mit beiden Füßen in die Grube, und thäte es gerne, wenn ich nur Dich anders zurückließe.“

Heinrich faßte seine Hand in beide Hände, drückte sie fest in den seinigen, und konnte nicht sprechen, denn der Alte hatte ja vollkommen Recht.

„Nimm's nicht übel, lieber Heinrich,“ fuhr Anton fort, „ich heiße Dich: Du, ich bin nicht mehr Dein Mühlknappe, ich bin nur noch Dein Freund; ich bin der Knecht des Steinmüllers, Du der Knecht Deines Weibes. — Unterbrich mich nicht, höre mir ruhig zu, ich bin jetzt schmerzlos und kann sprechen, ich habe Dir nur wenig zu sagen. — Deine Heirath hat Dich in's Unglück gebracht, das wußte ich, und sagte Dir's, denn ich kannte Dich! — Du bist kein elender Pantoffelknecht, Du bist ein tüchtiger Mann; aber Dein Gemüth neigte sich von jeher zum Frieden. Du bist schwach, wo es gilt, diesen zu erhalten, und darum wußte ich, daß Du mit der Rose in's Elend kämest. Es ist nun so gekommen, aus Liebe zum Frieden hast Du die Alte im Hause geduldet, aus Liebe zum Frieden alle Deine Gewohnheiten geopfert, dadurch schwand Dein froher lebenskräftiger Sinn, Du empfandest es schmerzlich, daß Dein Weib Dich nahm, um Frau Müllerin zu werden, daß Du aber eigentlich die Base geheirathet hast. — Du wurdest finster und starrsinnig, und die Alte benutzte Deine Launen, um in dem schwachen Herzen Deines Weibes auch den letzten Rest von Zuneigung zu vertilgen. Sie haben Dich in der ganzen Gegend ausgeschrieen als einen bösen Menschen, der Weib und Kinder mißhandle, als einen Schlemmer und Taugenichts, der sein Geschäft vernachlässige, um seinem Vergnügen zu fröhnen. — Du bist schon lange Zeit verrathen und verkauft, selbst Deine Kleinen entfernen sie Dir; Deinen Leumund hat die Schlangenzunge der Alten so für immer vergiftet; und ich soll hinübergehen und Dich an dieser Kette schleppen sehen, und wissen, daß Du elend bist, bis an Deiner Tage Ende, weil Du schwach genug warst, das Weib zu nehmen, das Du liebtest! — Schlage der Donner drein,“ rief der Alte, die Wirkung des schnellgenossenen Weines fühlend, „so soll's und darf's nicht bleiben, Du bist sechsunddreißig Jahre alt, bist ein schöner, kräftiger Mann, hast ein Gemüth, reich und gut, wie das eines Kindes, und einen Kopf, der was Besseres zu lenken versteht, als ein paar Mühlräder, und Du sollst jetzt aufhören zu leben, wo ein rechter Mann erst anfängt? Nein, beim Wetter, da möchte ich mir lieber noch heute die Beine abnehmen lassen, wenn ich wüßte, daß ich den alten Drachen damit todtschlagen dürfte, als daß ich das erlebte! Du mußt Dich von den Weibern losmachen!“

„Eine Scheidung —“ fuhr Heinrich heraus, und schauderte unwillkürlich zusammen, „eine Scheidung!“ wiederholte er dumpf und gedehnt, „und meine Kinder?“

„Ach was, Scheidung!“ brummte Anton. „Scheiden mußt Du Dich von Rosen, aber Du selbst mußt die Kraft dazu haben. Fängst Du erst an von Scheidung zu reden, da heißt es: Weßhalb? Warum? Ist Rose nicht eine ehrliche Frau? Was that sie, wer kann's beweisen, auf wessen Seite das Unrecht liegt? Und dann kommen die Verwandten, die Vettern und Muhmen, und die Gerichte, und endlich der Herr Pfarrer, und Jeder spricht zum Frieden und zur Sühnung, und die Rose, die nicht gerne von der schönen Mühle und den gefüllten Truhen geht, weint und jammert, und zu guter Letzt hetzen sie die Kinder auf Dich und richten sie ab, wie die jungen Hunde, daß sie aufwarten, und winseln und Pfötchen geben, denn sie haben sie ja schon lange lügen gelehrt, und bleibst Du da, so machen sie arge Schelme daraus, denn sie müssen Tag für Tag dem eignen Vater heucheln, und ihn betrügen lernen.“

Heinrich zuckte zusammen, und bedeckte die trocknen Augen mit beiden Händen.

„Zum Guckguck mit der ganzen Geschichte,“ fuhr der Alte, immer heftiger werdend, fort, „mit all' den Waffen fallen sie Dich an, wenn Du von Scheidung plapperst, und ich kenne Dich, Du sagst am Ende Ja, behältst das

Weib — Alles geht den alten Gang, und Niemand kümmert sich um Dein Elend, und keine lindernde Hand legt sich auf Dein zerrissenes Herz; und Du schleppst fort am Kreuz, bis Du endlich aus Lebensüberdruß wirklich ein Schlemmer und Taugenichts wirst, oder als Selbstmörder endest, wofür Gott und seine Engel Dich bewahren mögen! — Da sey lieber ein Mann, laß ihnen den Mammon; sichere das Gut für Deine Kinder, und gehe in die weite Welt, die ist groß genug und schön, Gott der Herr ist überall, und keine Wunde gibt's, für die er nicht Balsam hätte."

Damit sank der Alte auf's Kissen, schloß die Augen, und eine lange Ohnmacht entzog ihm den Anblick von Heinrichs Zustand, der einer Leiche ähnlicher, als einem Lebendigen, kalten Angstschweiß auf der Stirne, vor sich hinstarrte, und lange die Schwäche nicht bemerkte, welche den Greis angewandelt hatte. —

Es war gegen zehn Uhr Nachts, als Anton still und friedlich in Heinrichs Armen entschlummerte; sein Ende war schmerzlos, der Brand tödtete ihn, und er ging eben so gelassen ein zur Ruhe, als er sich jeden Abend zum Schlafe niedergelegt hatte.

„Auf Wiedersehen, Heinrich!" waren seine letzten Worte; dieser schloß ihm die müden Augen, drückte dem Pastor, der ihn in den letzten Stunden getröstet, seine Börse in die Hand, bat: „Sorgen Sie für ein anständiges Leichenbegängniß!" stürzte dann fort in die Nacht hinaus, und flog, wie vom bösen Geiste gejagt, durch Erbach der Heimath zu; die Glocken in der Nähe und Ferne summten Mitternacht, als er am Ufer des Flusses entlang, nach dem Dorfe hinabging, aus dessen Hütten hier und dort einzelne hohle Lichter durch die Finsterniß schimmerten, wie die Irrwische im moorigen Sumpfe; eben ging er an der Eiche vorbei, die vom Hügel herab gespenstig ihre Aeste in die Nacht hineinbreitete, es war derselbe Hügel, auf dem er vor acht Jahren mit stiller Seligkeit Rosens Einwilligung empfangen hatte. Ein tiefes Weh zuckte durch seine Seele, er mußte schneller vorwärts, die Erinnerung an das, was war, und das Gefühl dessen, wie es sich nun gestaltet, krallte ihm eisig die Brust zusammen, und erst am Steg stand er still, wie damals, und faßte das Geländer, um sich vor sich selbst zu schützen, und hielt sich fest, denn es wollte ihn die Lust übermannen, es im kalten Bett da unten zu versuchen, das unwillig rauschend unter ihm hinwogte.

(Forts folgt.)

Die neue gothische Kirche in der Münchener Vorstadt Au und ihre Einweihung.

An der gothischen Kirche in der Au zu München haben wir den augenfälligsten Beweis, wie viel ein völlig durchgebildeter Geschmack, von allen Hebeln einer auf nicht gewöhnlicher Höhe stehenden Technik unterstützt, zu leisten vermag. Da es dieser Vorstadt, bei einer noch täglich wachsenden Volksmenge von bereits 12.000 Menschen, an einem würdigen Gotteshause gebrach, so wurde im Jahr 1831 der Grundstein zu der neuen Kirche gelegt. Die Entwerfung des Plans und seine Ausführung wurden dem Regierungsbaurath Ohlmüller anvertraut, der die Vollendung des Ganzen nicht erleben sollte, sich aber, gleichviel ob seine Asche in den Gewölben des Doms ihren Ruheplatz finden wird oder nicht, ein Denkmal errichtet hat, das seinen Namen der Unsterblichkeit zu überliefern volle Gewähr bietet. Kirche und Thurm sind im reinsten gothischen Styl erbaut, der Thurm bis zum Kranz aus rothen Backsteinen mit Verzierungen von Quadern, unter denen sich drei Rosetten, über dem prachtvollen Portal angebracht, sehr gut ausnehmen. In gleicher Linie mit dem beginnenden Dache der Kirche befinden sich zwei Seitenthürmchen, jedes mit einer Rose geschmückt, zwischen ihnen und dem Hauptthurm aber gothische Spitzen von der mannichfaltigsten Art. Von hier steigt dann der Thurm im schönsten Ebenmaß des Schlankwerdens in die Höhe, bis ein reicher Kranz allseitigster gothischer Verzierungen auf ihm nicht zu ruhen, sondern über ihm zu schweben scheint. Aus der Mitte dieses Kranzes erhebt sich nun aber eine spitz zulaufende durchbrochene Quadersäule schlängelnd in die Luft, und endigt mit einer Rose, die hinwieder ein metallenes Kreuz emporsendet. Ein solches Bauwesen auf populäre Weise beschreiben zu wollen, ist eigentlich eine todtgeborne Sache; vielleicht daß die Erinnerung an die Grundbedingung gothischer Thurmschönheit hier mehr ausrichtet, als das genaueste Detail, nämlich daß das schlanke und gleichsam sich fortschlängelnde Emporsteigen und Schwingen zum Aether hier in vollendetem Maße zu erkennen ist, während ebenmäßige geschmackvolle Ornamente keinem Mißton in den einzelnen Theilen Raum geben. Die Kirche selbst mit grandiosen Fenstern und an der Seite des Dachs mit fortlaufenden Thürmchen versehen, schließt sich einfach und natürlich dem Thurm an. Zur Vervollständigung des Aeußern dient, daß die farbigen Dachziegel eine Mosaik gothischer Figuren bilden.

Ist auf diese Weise das Aeußere tadellos aufgeführt, von einem freundlichen, sehr geräumigen Platze unterstützt, und noch überdies durch die an Höhe und Größe bescheidenen Häuser der Au auf's vortheilhafteste gehoben, so entspricht das Innere vollkommen der Erwartung, zu welcher jenes berechtigt. Die Kirche ist der Länge nach von einer doppelten Reihe gewundener Säulen durchschnitten, die sich gleichfalls schlank aber sicher zur Decke erheben. Kanzel, Stühle, Orgel, kurz was die Abhaltung des Gottesdienstes bedingt, sind im gothischen Geschmacke, jedoch ohne Ueberladung verziert. Um den Chor, in dessen Mitte der durch mehrere Stufen erhöhte Altar, reihen sich die zwölf Figuren der Apostel, die einzige Bildhauerarbeit, welche die Kirche enthält. Alles dieses trägt das Gepräge des Einfachen, bestimmt, der sich entwickelnden Pracht der Glasmalerei zur Folie zu dienen. Denn rings im Chor erscheinen die sieben grandiosen Fenster, geschmückt mit der lieblichsten Glasmalerei, welche wohl jemals zu Tage gefördert wurde. Diese noch vor kurzem in gänzlicher Vergessenheit ruhende Kunst hat sich zu solcher Vollkommenheit erhoben, daß der Schmelz und Glanz der Farben mit der alten Glasmalerei, die sich nur hiedurch auszeichnete, wetteifert, während nun die Sujets selbst so tüchtig componirt und ausgeführt sind, daß sie al fresco und in Oel gemalt den heutigen Erzeugnissen der Historienmalerei nicht nachstehen würden. Da die Kirche zu Ehren der Mutter Gottes dient (Mariahilf), so enthält das Mittlere der sieben Chorfenster die Krönung Maria's am Throne Gottes. Um aber dieses Fenster, welches das eigentliche Altarbild vorstellt, vor den übrigen sechs würdig auszuzeichnen und gehörig hervorzuheben, sind auf demselben gleichsam zwei Bilder angebracht, indem unter dieser Verklärung der Sarg Maria's mit einer Gruppe Leidtragender zu sehen, deren Blicke die Entschwebte noch immer im Grabe suchen, während der einzige Johannes, die göttliche Verwandlung ahnend, znm Himmel emporsieht — ein Moment, welcher an die Geschichte des heiligen Stephanus und den dem Auge der Heiligen schon hienieden sich erschließenden Himmel erinnert. Die übrigen um diesen Hauptgegenstand sich gruppirenden Bilder stellen auf der einen Seite den Besuch Mariens bei Elisabeth, die Anbetung der Hirten und den Tod der Mutter Gottes dar, auf der andern die Kreuztragung, Kreuzigung und Grablegung — Scenen, bei welchen die Gestalt Maria's eine Hauptrolle zu spielen vollkommen geeignet ist. Neben der Pracht der Farben und der würdigen Composition erhalten diese Malereien noch einen eigenthümlichen Reiz durch die gothischen Verzierungen, die auf sehr sinnige Weise und mit treffendem Farbengemisch um und selbst in der Handlung angebracht sind, indem sie zugleich die Rahmen bilden, durch welche man den Hintergrund der Gemälde nicht wie auf die Scheiben gemalt, sondern wie durch dieselben durchschimmernd erblickt. Dadurch entsteht eine Illusion, welche das Leben und die Anmuth der Bilder um Vie-

les erhöht und die Perspektive im vortheilhaftesten Licht erscheinen läßt. Außer diesen sieben Chorfenstern aber werden auch die übrigen Fenster, deren auf jeder Seite sechs sind, mit Glasmalereien geschmückt, doch so, daß der Verzierungen weniger und das Bild selbst im Umfange kleiner ist. Die Kirche hat diesen Hauptschmuck der Chorfenster der Freigebigkeit Sr. Maj. König Ludwigs zu verdanken, wie denn überhaupt nicht zu verkennen, daß ohne Allerhöchstdessen durchgreifende Mitwirkung und Unterstützung die Vorstadt Au wohl nie in den Besitz eines so prachtvollen Gotteshauses gekommen seyn würde. Kein Wunder, daß unter diesen Umständen die Einweihung der Kirche auf den Tag verschoben wurde, welcher neben dem Feste eines Heiligen die Gelegenheit darbot, den Namens- und Geburtstag des Monarchen auf eine würdige und einzige Weise zu feiern. Das Programm zu den Festlichkeiten erschien vor wenigen Tagen und demselben gemäß ist am 25. v. M. die Einweihung von dem Erzbischof von München-Freysing, Hrn. Lothar Anselm Frhrn. v. Gebsattel, vorgenommen worden. Zur Verherrlichung dieses Aktes begab sich der Erzbischof unter dem Thronhimmel in Begleitung einer reich geschmückten Geistlichkeit an die neue Kirche, deren Portal er der Sitte gemäß verschlossen fand, und die ihm erst nach dreimal dreimaligem Klopfen mit dem Bischofsstabe geöffnet wurde. Dem Akte der Einweihung ging sofort das Abholen der Gebeine der Heiligen aus der alten in die neue Kirche voraus, woran der Erzbischof selbst Antheil nahm. Während sodann innen die Einweihung nach dem Ritus vor sich ging, zogen die Jugend, die Brüderschaften mit ihren Fahnen und Kreuzen, die Innungen und ein Theil der Landwehr in Prozession durch die Hauptstraße — ein Zug, der sich besonders durch die weiß- und blaugekleideten Schulmädchen und 40 Knaben in altdeutscher Tracht auszeichnete, welche letztern die als Opfergaben bestimmten heiligen Gefäße, Paramente ꝛc. trugen. Nach Beendigung der Einweihung wurde die Messe gehalten, und hiezu dem Volke der Zugang in die Kirche gestattet, während zugleich die Vollendung der Einweihung durch Kanonendonner der Umgegend kund gemacht wurde. Bei diesen Festlichkeiten blieb aber die Feier nicht stehen, vielmehr wurde acht Tage hindurch mit den kirchlichen Weihen fortgefahren, unter denen auch ein Gottesdienst für den verewigten Oblmüller und den Maurermeister, der gleichfalls die Einweihung nicht erlebte. Wenn es auf diese Weise von oben herab an Pomp und Pracht nicht gebricht, so hat ihrerseits die Bürgerschaft der Au nichts unterlassen, was zur Verherrlichung des Festes irgend beizutragen vermag.

Miszellen.

Die Aussichten für das Christenthum in Birma (Ostindien). — Ungeachtet dieses Land wegen der Toleranz seiner Regierung in Glaubenssachen rühmlichst bekannt ist, so gibt es doch vielleicht kein anderes, wo der Bekehrung des Volks zum Christenthume sich größere Schwierigkeiten entgegenstellten. Die dortige Toleranz ist die der antiken Staaten. Jede Religion wird anerkannt, kein Kult als solcher von dem Staate verfolgt und unterdrückt, der Fremde erfreut sich in Birma der vollkommensten und uneingeschränktesten Religionsfreiheit; aber der Birmane selbst muß dem Staatskult huldigen und darf sich Neuerungen in Religionssachen nicht in den Sinn kommen lassen. Despotisch wie die Regierung ist, zeigt sie ihre Strenge besonders in der Aufrechthaltung des alten Glaubenssystems. Die ganze birmanische Bevölkerung ist in einzelne Dekaden von je 10 Familien eingetheilt; jede Dekade oder Dekurie steht unter einem besondern Aufseher; 10 solcher Dekaden machen einen größern Verwaltungs- und Gerichtskreis aus unter einem Beamten, von dem die Zehntvorsteher abhängig sind. Wir haben hier die angelsächsische Einrichtung der Hundreds und Tythes, welche für das gesetzliche Verhalten ihrer Mitglieder haften müssen. Ueber dem Vorsteher von 100 Familien steht ein höherer Beamter, unter dessen Kontrolle die Vorsteher der Centurien und Dekurien sich befinden. Wie soll hier das Christenthum eindringen, da eine solche Gliederung, verbunden mit despotischer Regierung, ihm ein eben so großes Hinderniß als die Geschlossenheit der Kasten entgegenstellt! — (Der Kronprinz von Siam.) Von Chow Fah Noi, dem muthmaßlichen Thronfolger in Siam, gibt Howard Malkolm in seinen „Travels in South-eastern Asia“ folgende kurze Schilderung: „Sollte dieser Prinz den Thron besteigen, an den er weit rechtmäßigere Ansprüche hat als der gegenwärtige Monarch, ein Bastard, dann müßte Siam sich nothwendig aus dem Zustande der Niedrigkeit und Halbkultur erheben, in welchem es sich jetzt befindet. Kein Mann im Königreich besitzt solche Herrschertalente wie er. Seine von Natur hohen und edeln Anlagen sind durch den Umgang mit Fremden, durch das Studium englischer Werke, namentlich mathematischer von Euklid an bis Newton, ausgebildet, sein Geist ist von jeglicher abergläubigen Anhänglichkeit an den Buddhaismus frei und ebenso geneigt, die Ueberlegenheit unserer Kultur anzuerkennen, als unsere Künste einzuführen, so weit dies möglich ist. In den physikalischen Wissenschaften, der Mathematik und Astronomie ist er nicht ohne Kenntnisse und zeigte großes Verlangen nach dem letzten „Schifffahrts-Almanach,“ den ich ihm zu senden versprach. Seine Töchter, noch ganz kleine Mädchen, sind so an den Anblick von Fremden und namentlich von Europäern gewöhnt, daß sie mir stets, ohne die geringste Furcht zu zeigen, von selbst auf den Schoos sprangen und mich dadurch zu erfreuen suchten, daß sie die englischen Worte nachsprachen, welche ich ihnen vorsagte.“

Zwei Männer, welche dieser Tage bei einem Weinhändler in Paris zechten, ließen, während sie das vierte Litre tranken, folgenden Diskurs vernehmen: „Man sagt,“ begann der Eine, „es soll nichts Angenehmeres auf der Welt geben, als bei seinem Halse aufgehenkt zu werden. Ich habe einen Freund gekannt, welcher in diesem Falle war, und er hat mich versichert, daß er in seinem ganzen Leben nicht so vergnügt gewesen sey.“ — „Hm,“ bemerkte der Andere, „mein Geschmack wärs nicht, mir wäre bald Etwas lieber. Kellner, noch eine Litre!“ — Der verlangte Wein kam, das Gespräch ward erneuert, und der Lobredner des hänfenen Halsbandes, der in seinem Enthusiasmus immer wärmer wurde, je mehr ihm der Wein zu Kopfe ging, endete damit, daß er endlich stark benebelt, nach Hause taumelte, einen Strick knüpfte, und das Vergnügen des Hängens an einem Nagel erprobte. Morgens fand man ihn todt!!!

Ein wachthabender Nationalgardist in Paris sah neulich einen Offizier im Kabriolet vorüberfahren, ohne Notiz davon zu nehmen. Der Wachtkommandant verwies es ihm, da jener Offizier die Ronde mache. Einige Zeit darauf fährt ein Omnibus vorbei; die Schildwache ruft die Wache heraus, und hält den Omnibus an. Auf die Frage, was der Lärm bedeute, antwortete der Bürgersoldat ganz ruhig: „Da die Ronden jetzt im Kabriolet gemacht werden, so glaubte ich, die Patrouillen würden im Omnibus gemacht; das ist Alles!“

Ein Ackerbauer des unteren Seine-Departements hat eine sehr merkwürdige Maschine zum Mähen erfunden. Dieselbe leistet in derselben Zeit dieselbe Arbeit, welche 16 Mäher und 16 Mahdbinder verrichten; erspart also die Mühe von 32 Personen durch ein einziges Pferd und eine Person, welche die Führung der Maschine durch Ersteres zu überwachen hat.

Der artesische Brunnen, der zu Grenelle bei Paris gegraben wird, ist jetzt 1398 Pariser Fuß tief und noch immer springt kein Wasser. — Ein Trost für ähnliche Fälle!